

Ankunft in Kigali, der Hauptstadt von Afrikas touristischem Vorzeigeland Ruanda: Sauber wie nach einer schwäbischen Kehrwoche ist es hier. Wirft einer eine Flasche aus dem Busfenster, fahren alle zurück und sammeln sie ein, es gelten Kollektivstrafen für Müllsünder. Die Straßen, die sich durch grüne Hügel schlängeln, sind frei von Schlaglöchern. Wer Polizisten zu bestechen versucht, wandert hinter Gitter – vermutlich auch im Land des vermeintlich wohlwollenden Diktators Paul Kagame keine angenehme Erfahrung.

Der Kontrast zur Demokratischen Republik Kongo, nur drei Autostunden westlich, könnte größer nicht sein: An der Grenze bei Goma warnen Plakate vor Ebola. Tausende sind an der Seuche schon gestorben. Beamte halten Reisenden pistolenförmige Fieberthermometer an den Kopf – Monate bevor wir mit dem Wort Corona etwas anfangen konnten. Wer erhöhte Temperatur hat, darf nicht rein. Ostkongo steht für das geschundene Afrika, seit der Unabhängigkeit starben Millionen Menschen bei bewaffneten Konflikten. Hier drängen sich die vor dem Genozid in Ruanda Geflüchteten in Zeltlagern, stürzen tödliche Lavaströme ins Tal, hier sollen sich immer noch 8000 Rebellen, viele davon Kindersoldaten, in den Bergwäldern verschanzen. In Ostkongo liegt aber auch der Virunga-Nationalpark, der älteste und artenreichste des Kontinents: eine afrikanische Bilderbuchlandschaft mit Seen, Hügeln und bis zu 4500 Meter hohen Vulkanen und Urwäldern, in denen mehrere hundert der letzten Berggorillas leben, etwa ein Drittel der Gesamtpopulation.

Bewaffnete Ranger begleiten die Touristen ins Park-Hauptquartier Rumangabo, wo sich die komfortable Mikeno-Lodge befindet. Der kleine Konvoi passiert verrostete Panzerfäuste. Schilder von Hilfsorganisationen stehen am Straßenrand. Die Karawane professioneller Helfer ist hier im Dauereinsatz, denn in den Dörfern fehlt es an allem: sauberem Wasser, Strom, Krankenstationen, Schulen, Jobs. Vom Krieg traumatisierte Menschen sitzen apathisch vor Holzbaracken oder den mit schwarzen Lavasteinen eingefassten Zelten des UN-Flüchtlingshilfswerks.

Inmitten von Elend und Gewalt ist Rumangabo eine Art Oase. Von hier aus managt Emmanuel de Merode den Park. Der Belgier wohnt in einem drei mal vier Meter großen Zelt, das repräsentative Gebäude aus Kolonialzeiten überließ er seinen Mitarbeitern. De Merode wuchs in Kenia auf, wo er seine Liebe zum Busch und zu Tieren entdeckte, obwohl er promovierter Anthropologe ist, genauso wie sein berühmter Schwiegervater Richard Leakey. 1993 kam der Tierschützer erstmals für ein Forschungsprojekt nach Kongo, 15 Jahre später wurde er Chef des Virunga-Parks.

„Für mich ist es der beste Job der Welt. Virunga ist Afrikas Kronjuwel“, sagt der Belgier. Die meisten würden von einem hoffnungslosen Job sprechen. Wie soll er die Tiere schützen, wo schon die Menschen nicht zu schützen sind?

Zuerst feuert er die Ranger, die wildern und illegal Holz einschlagen. Dann erhöht er die Gehälter, schafft Uniformen an, Allradfahrzeuge, Computer. Parallel dazu treibt er Spenden ein, um Straßen, Schulen und Krankenstationen zu bauen. Er will den Park zu einem Modell für ein besseres Kongo machen. Ein Kongo, das sich seine Chefs im weit entfernten Kinshasa nicht vorstellen können oder wollen.

2011 kommen 5000 Besucher, ein Rekord. De Merodes Team ist dabei nicht nur Reisevermittler, sondern selbst Safari-Unternehmer und Lodge-Betreiber. Die Einnahmen steigen, ein Drittel davon fließt in Dorfprojekte. Doch die Sicherheitslage bleibt prekär. 2012 überrennt die Rebellengruppe M23 das Hauptquartier und nimmt Goma ein, der Belgier muss den Park ein ganzes Jahr lang schließen. Zu dieser Zeit drehen Orlando von Emsiedel und Leonardo DiCaprio bereits „Virunga“. Der Film schildert den Kampf der Naturschützer gegen den britischen Konzern



Wenn es mehr bringt, Berggorillas zu schützen und den Blick auf sie teuer zu verkaufen, fehlen den Wilderern und illegalen Holzeinschlägern die Argumente.

Fotos: Kast

Frieden schaffen mit Affen

Schon in normalen Zeiten ist Ostkongo ein gefährliches Reiseland. Aber dort liegt Afrikas ältester Nationalpark, die Heimat der Berggorillas. Auf ihnen lag zuletzt die Hoffnung, den Teufelskreis von Ausbeutung und Gewalt zu brechen. *Von Günter Kast*

Soco International, der im Park nach Öl bohren will. Die Netflix-Dokumentation – später für einen Oscar nominiert – erzeugt internationalen Druck und bewegt Soco International zum Aufgeben.

Am 15. April 2014, zwei Tage vor der Premiere, gerät de Merodes Fahrzeug zwischen Goma und Rumangabo unter Beschuss. Vier Kugeln treffen ihn in Bauch und Beine. Er überlebt schwerstverletzt, die Täter werden nie gefasst, die Hintergründe nie aufgeklärt. Deshalb aufgeben? Ich würde es schrecklich bereuen!“ 2017 läuft er den Londoner Marathon, um Spenden für die Witwen gefallener Ranger zu sammeln. 190 sind bisher im Dienst gestorben. Für ihre Frauen hat er ein Hilfsprojekt initiiert, das ihnen eine monatliche Rente von 100 Dollar gewährt. Nach dem schwarzen Jahr 2018 mit 16 Toten und einer abermaligen Schließung des Parks für Touristen starb 2019 nur ein einziger der 730 Ranger. Vor vier Wochen starb der erste des Jahres 2020. Ranger Kambale Vyasaki Germain wurde 28 Jahre alt.

„Der Südsektor von Virunga ist relativ sicher“, sagte de Merode, damals, lan-

ge vor Covid-19. Das sei wichtig, denn hier gebe es Berggorillas zu sehen. In der Regenzeit kostet die Genehmigung, diese bedrohten Primaten besuchen zu dürfen, nur 200 Dollar – im Vergleich zu 1500 Dollar beim Nachbarn Ruanda, in Uganda werden 600 Dollar aufgerufen. Und genau wegen der Berggorillas blickt die Welt auf Virunga. Seit es Touristen – mit viel Aufwand – möglich gemacht wird, die Tiere im Feld zu besuchen, werden sie nur vorgelassen, wenn sie keinen Infekt, keine Krankheiten haben.

Wissenschaftler sind mittlerweile sehr beunruhigt, dass Covid-19 auch den seltenen Primaten gefährlich werden könnte. Aufgrund der langen symptomlosen Phase der Erkrankung würden Besucher ein erhöhtes Risiko darstellen. Zumal die Vorschrift, sieben Meter Abstand zum Tier zu halten, mitunter munter von beiden Seiten ignoriert wird. Ruanda hat sämtliche touristische Aktivität in den Parks zum Schutz der Gorillas und Schimpansen heruntergefahren. Virunga lässt bis mindestens 1. Juni keinen Besuch mehr zu.

Berggorillas sind die Trümpfe von Julie Williams, Virungas Tourismus-Direktorin. „Der Park ist nicht für alle Reisenden das Richtige“, räumt sie ein. „Nicht jeder möchte von bewaffneten Rangern eskortiert werden. Wir wollen Backpacker und Milliardäre, aber eben Leute mit ehrlichem Interesse.“ Derzeit lässt sie neue Lodges und Camps bauen. Sie schickt ihre Köche in Gourmet-Lokale zum Training. Sie träumt von einer großen Kongo-Rundreise, bei der Touristen auch die anderen Parks des Landes besuchen können. Die Ausbreitung des Coronavirus auch in Afrika wirft ihre Pläne zurück. Nicht, dass in Rumangabo deshalb jemand in Panik ausbräche – hier sind sie andere, größere Probleme gewohnt. Sie leben seit Jahren mit den Gefahren von Ebola. „Aber das temporäre Aus für Fernreisen ist natürlich bitter für uns“, bedauert Williams. „Wir alle hoffen, dass das nicht lange dauert.“

Das mit den Milliardären ist übrigens ernst gemeint. Howard Buffett, der Sohn des amerikanischen Investors, machte 39 Millionen Dollar locker, mit denen de Merode Wasserkraftwerke bau-

en lässt, um die vier Millionen Menschen, die im Park oder in dessen Nähe leben, mit Strom zu versorgen. Google-Gründer Eric Schmidt, die Witwe des Apple-Gründers, Laurene Powell Jobs, der schwedische Philanthrop Paul Leander-Engström, Leonardo DiCaprio – sie alle gehören zu den Geldgebern. Die Mäzene unterstützen zum Beispiel eine Schokoladenfabrik lokaler Kakao-Bauern, die Seifenherstellung aus Ölpalmen und nachhaltigen Fischfang im Edward-See.

Um die Projekte effizient zu managen, hat de Merode die Virunga-Allianz als öffentlich-private Partnerschaft gegründet. Das Ziel: Der Park soll bald nicht mehr auf Spenden angewiesen sein, sondern sich selbst finanzieren. Der Schlüssel dazu sind die Wasserkraftwerke, von denen Matebe bislang das größte ist. Die Fahrt dorthin ist eine Tortur für die Bandscheiben. Dazu fällt Regen in Mengen vom Himmel, wie es nur die Tropen zu bieten haben. Binnen Minuten verwandeln sich Straßengraben in Sturzflüsse.

Fortsetzung auf Seite 46

PHÄNOMENOLOGIE



MYSOPHOBIE

VON ECKHART NICKEL

Wie jede Angststörung von Format, hat es auch die Mysophobie, jene panische Furcht vor Kontakt mit Viren, Bakterien oder Schmutz überhaupt, irgendwann zwangsläufig nach Hollywood geschafft. Gleich zu Beginn von Martin Scorseses Meisterwerk „Aviator“ aus dem Jahr 2004 (also im Jahr 2 nach Sars) zeigt er uns den jungen Howard Hughes im Bad, wie er von seiner Mutter sorgfältig eingeseift wird und dabei das schwierige Wort Q-U-A-R-A-N-T-A-N-E wiederholt buchstabieren muss. Sie fragt ihn sozusagen das Alphabet der Infektionskrankheiten und ihrer Umstände ab: Die kleine Junge weiß Bescheid über die Cholera, wie die Häuser gekennzeichnet sind, wo sie wütet, den Typhus etc. Und am Ende steht der entscheidende Satz, die Warnung für sein ganzes Leben: „YOU'RE NOT SAFE!“

Was macht das mit einem Menschen, wenn er von klein auf mit eindringlichem Blick von der eigenen Mutter darauf hingewiesen wird, dass es, anders als im Kinderfangspiel, auf der Welt kein Hola oder Klipp gibt, jenen geschützten Ort, an den jeder zurückkehren kann, um durchzuatmen, weil man sich dort in Sicherheit wäghen darf? „Aviator“ erzählt elegant von Besessenheit und Waschzwang anhand eines ästhetischen Objekts: jener silbernen Dose mit dunkelgrünem Seifenstück aus der Hand der Mutter, die Leonardo di Caprio während des gesamten Films wie eine Waffe gegen die drecksige Welt um ihn herum in der Hosentasche trägt. Es gibt sicher keinen besseren Lehrer für die ausführliche Handwäsche in Zeiten der Corona-Pandemie (20 Sekunden plus): wie er den Waschraum eines Restaurants betritt und sich mit fanatischem Eifer die Hände in wahnwitzigem Tempo einseift, einen Finger nach dem anderen, um sie irgendwann so hart aneinander zu reiben, dass die Handflächen zu bluten beginnen.

Nun ist Reisen schon immer eine virologische Herausforderung an den eigenen Körper gewesen, und jeder, der einmal in der Fremde laxer als nötig mit den eisernen Regeln wie *wash it, peel it, cook it, boil it or forget it* umgegangen ist, weiß ein Lied davon zu singen, was man sich unter Delhi Belly, Montezumas Rache oder Pharaoh Melitta vorzustellen hat. Meistens half dann auch der obligatorische tiefe Schluck Justerini & Brooks (Duty Free) aus dem Flachmann vor dem Einschlafen nicht mehr, sondern schlimmstenfalls nur noch Luvos Heilerde aus dem heimatischen Reformhaus. Aber selbst die furchtbarsten Folgen waren meistens bald vergessen, und gesunder Wagemut kehrte ins exotische Reiseabenteuer zurück.

Leider muss man dank Corona kaum noch vor die Haustür, um sich mit hochinfektösen Viren anzustecken. Als im Jahr 1879 der britische Arzt Dr. William Alexander Hammond den Begriff der Mysophobie prägte, konnte er kaum ahnen, dass die Symptome seines Waschzwang-Patienten knapp 150 Jahre später gespenstisch den Maßnahmen ähneln würden, die nun verzweifelte Regierungen auf der ganzen Welt verordnen: obstinates Händewaschen, begründete Berührungsscheu vor kontaminierten Oberflächen und strenge Vermeidung sozialer Kontakte aller Art.

Dafür erscheint Reisen, wenn sämtliche Erdenbürger dereinst mit den letzten Heimkehrerflügen in ihr Land zurückgekehrt und alle Grenzen geschlossen sind, auf einmal wieder fast so exklusiv wie ganz zu Beginn des Tourismus: ein primär geistiger Akt der Entgrenzung in fremde Sphären, der uns nur mit Hilfe der Imagination gelingt, *traveling without moving*, oder: die Welt als Wille und Vorstellung.



Fiebermessen, auch wenn man nur das Wasserkraftwerk besichtigen möchte: In der Demokratischen Republik Kongo ist die Angst vor Ebola noch sehr gegenwärtig.

